

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 3 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeilen oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Die Eisenbahner.

Leipzig, 26. August.

Daß der übermäßige Genuß alkoholischer Getränke schädliche Wirkungen nach sich zieht, ist ebenso bekannt, wie die Tatsache, daß leider ein großer Teil unseres Volkes infolge seiner schlechten ökonomischen Verhältnisse und seiner schlechten Ernährung diesen Wirkungen in hohem Maße ausgesetzt ist. Dagegen soll man aber nicht mit Polizeimahregeln ankämpfen, sondern mit ernstlichen Bestrebungen, die wirtschaftliche Lage der Arbeiter zu heben. Da dies nur auf dem Wege der Organisation und des Klassenkampfes geschehen kann, so ist es den herrschenden Klassen niemals ernst, wenn sie angeblich für die Wohlfahrt der Arbeiter thätig sind; alle wirklichen Zugeständnisse müssen ihnen mühsam abgerungen werden. Daher wollen sie auch den Alkoholismus durch Trunkuchtsgeetze, Trinker-Asyle und dergleichen bekämpfen. Die Heuchelei, die dabei getrieben wird, widert uns im höchsten Maße an. Befähigte Bourgeois, die eine wohlgeübte „Weinzunge“ sich erworben haben, wollen den Arbeitern die Nationen der geistigen Getränke vorschreiben, die sie sich erlauben dürfen, und aufgedunsene Spießbürger, die bei Lagerbier und Gose sich dumm gefressen haben, schwärmen für Volkstaschehäuser, wo es keine geistigen Getränke giebt, und verlangen vom Staate, daß er sich „liebervoll“ des Volkes annehme und es vor dem Alkoholismus schütze. In jüngster Zeit haben gewisse Spießbürgerkreise diese ihre „Fürsorge“ auf das „niedere Eisenbahnpersonal“ ausgedehnt. Es wird behauptet, daß die Eisenbahnbediensteten mehr dem Alkoholismus ergeben seien, als in diesem Berufe erlaubt werden könne. Die Spießbürger berufen sich dabei auf eine Maßregel der bayerischen Staatsbahnverwaltung, welche den Alkoholgenuß während des Dienstes stark einschränken will. Es soll den Bahnhofsleitern verboten werden, von 11 Uhr nachts bis 8 Uhr morgens alkoholische Getränke an Bahnbedienstete abzugeben; man will dafür behagliche Unterkunftsräume schaffen mit allerlei nicht alkoholischen Erfrischungen und Stärkungen. Wir halten eine solche Maßregel im Vierlande Bayern für nicht angebracht; sie wird nur zu Uebertretungen reizen. Aber diese Maßregel ist Wasser auf die Mühle jener Leute, die alles, was an Unglück in der Welt vorkommt, vom Alkoholismus ableiten wollen, und die darum am besten thäten, gleich zur Heilsarmee zu gehen.

Da in der letzten Zeit viele Eisenbahnunfälle vorgekommen sind, so könnte man fast glauben, man habe es hier mit einem Versuch zu thun, alle Schuld auf die „niederen Bediensteten“ zu schieben und dadurch die Verwaltungen von aller Verantwortlichkeit zu entlasten. Das

wäre so ein willkommenes Schlagwort für den Durchschnittsphilister, wenn ein Eisenbahnunfall vorkommt, gleich zu sagen: „Na, das Personal wird wieder besoffen gewesen sein!“ Dagegen muß die entschiedenste Verwahrung eingelegt werden.

Man ist zwar auf jener Seite, welche die erheuchelte „Fürsorge“ an den Viertischen betreibt, so gütig, zugestehen, daß Wind und Wetter, anstrengender Nachtdienst und ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl leicht zur Stärkung mit alkoholischen Getränken „verführen“ können. „Verführung“ — ach, wie züchtig sich das am Viertisch anhört! Wir können kein Unglück darin erblicken, wenn ein Lokomotivführer oder Heizer des Nachts bei starkem Frost ein Schnapsglas zu sich nimmt, um sich für die Fahrt zu stärken. Gerade das Verantwortlichkeitsgefühl aber wird vor Uebertreibungen schützen. Daß solche vorkommen, können aber auch keine Verordnungen und keine Trunkuchtsgeetze verhindern; sie können ja auch nicht verhindern, daß ein Lokomotivführer plötzlich wahnfinnig wird und mit seiner Lokomotive die tollsten Streiche macht, was auch schon da war. Nach unseren Erfahrungen müssen wir durchaus bestreiten, daß die Sicherheit des Eisenbahnverkehrs durch häufige Betrunktheit der Bediensteten gefährdet sei, denn das soll doch mit all den verkauften und geschnittenen Redewendungen gesagt werden, die zur Zeit sich in den Spießbürgerblättern finden.

Offenbar sucht man damit die öffentliche Aufmerksamkeit von anderen Dingen abzulenken.

Es fehlt in Deutschland nicht an Eisenbahnunfällen, die bekanntlich sehr häufig nicht wenig Menschenleben erfordern oder gesunde Menschen zu Krüppeln machen. Sehr oft sind schon Weichensteller und Rangierer, sowie andere niedere Eisenbahnbedienstete auf die Anklagebank gekommen. Die Prozeßverhandlungen haben aber, wenn die Angeklagten schuldig gesprochen wurden, durchweg ergeben, daß die Ueberbürdung derselben mit anstrengenden Arbeiten, die übermäßig lange Dienstzeit und die damit verbundene Erschöpfung die Betreffenden in einen Zustand versetzt hatten, in dem sie den Obliegenheiten ihres Dienstes nicht mehr in vollem Maße nachkommen konnten. Namentlich wurde durch Uebermüdung die Aufmerksamkeit beeinträchtigt.

Das ist seit Jahren dem weitesten Publikum bekannt, und von allen Seiten sind Reformen gefordert worden. Aber die Bahnverwaltungen haben sich gegen solche stets hartnäckig gestäubt, denn sie wollen in erster Linie das fiskalische Interesse wahren, sie wollen den Klassen des Militärstaats beträchtliche Summen zuführen und da wird nach unten gespart. An Reformen ist fast gar nichts erzielt worden. Die preussische Eisenbahnverwaltung nament-

lich stand jeder Reformbewegung wie ein breiter Dammbau im Wege.

Hätten die Bediensteten und Arbeiter der Eisenbahnen wenigstens ein Koalitionsrecht, dann könnten sie selbst an die Abschaffung der Mißstände gehen. Aber man gestattet ihnen nur Organisationen unter den schützenden Fittichen des Centrums oder einer anderen staatserhaltenden Partei, unter deren Einfluß die Reformbestrebungen von der Verständigung mit der Verwaltung selbst abhängig gemacht werden. Da ist man natürlich genau so weit wie zuvor. Der Bureaucratie von altem Schrot und Korn erscheint das Koalitionsrecht bei den Eisenbahnern als eine ganz besondere „Gefahr“; sie denkt gleich an Eisenbahnstreiks und sollte doch wissen, daß in Nordamerika und in der Schweiz solche auch dagewesen sind, ohne daß dabei besondere Unglücksfälle vorkamen. Allerdings, wenn die Streikenden durch ein ungeschicktes oder brutales Vorgehen der Polizei provoziert werden, dann weiß man nicht, was passieren kann. Und nun gar der Eisenbahnstreik in Verbindung mit einer Revolution, eine Möglichkeit, die auch Bismarck in seinen Träumen beunruhigte. Aber die Hallucinationen nervös gewordenen Staatsmänner sollten doch nicht für die Sozialpolitik von bestimmendem Einfluß sein.

Verkürzung der Arbeits- und Dienstzeit und bessere Bezahlung — das ist es, was dem Eisenbahnpersonal not thut und nicht ein Brauntwein- oder Bierverbot.

Davon werden wir uns nicht abbringen lassen und wir wissen uns dabei im Einvernehmen mit der großen Mehrheit der Bevölkerung.

Die Eisenbahner aber, die für geringe Entlohnung der Gesamtheit so wichtige Dienste leisten, sollte man nicht kränken, indem man sie als pflichtvergessen und leichtfertig hinstellt, sondern es sollte sich das gesamte Publikum einig sein in dem Bestreben, ihnen Erleichterungen zu verschaffen.

Wir wissen, daß wir bei dem Spießbürgertum damit tauben Ohren predigen. Das soll aber uns nicht abhalten, unsere Pflicht zu thun und nach Kräften für die Abschaffung der alten Mißstände im Eisenbahnbetrieb zu wirken.

## Politische Uebersicht.

Centrums-Affäre.

Die Centrumsmesse in Mannheim verläuft programmmäßig. Trommeln und Trompeten, Fahnen und Musikbänder, Ohrenschmaus und Augenweide, Weisheitsbrillen und Gurtschweifen, Herz-Jesu-Andacht und päpstliche Segensbegehre, — alles schweigt in Ekstase, und die schweligen Arbeiterkäufe der Centrumsflaque und die mächtigen Stimmorgane der schwarzen Gurkanalle haben eine Heidenarbeit zu leisten. Wenn der

## Seuilleton.

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Siebig.

Bertha kam guter Laune nach Hause. „Alle Ihre Wünsche werden sich erfüllen, die Sonne des Glücks lächelt Ihnen“ — das war nicht ohne! Vergnügt summend wollte sie eben ins Thor schlüpfen, da prallte sie gegen eine Dame. Lautlos war die plötzlich aufgetauchte, wie ein dunkler Schatten. Ein strafender Blick traf Bertha.

Huh, war das ein langes, dürres Gestell! Bertha rieb sich die runde Schulter, an der sie noch den Stoß jener spitzen Knochen fühlte.

Unten im Keller hörte sie, das sei Fräulein Haberborn gewesen, die reiche Rentiere oben vom zweiten Stock, die sehr fromm war und sehr wohlthätig. „Aber doch geizig“, sagte Frau Reschke. „Hier in 'n Keller kommt sie fast jarnich; ik weech nich, wovon die lebt! 'n Mädchen hat se ooch nich. Wenn se mal zu uns kommt, denn immer in de Schummerstunde, um denn packt se for'n Sechser Mohrrüben in ihre olle verschuppte schwarze Ledertasche!“

Die ganze Nacht träumte Bertha von Fräulein Haberborns strafendem Blick und ihrer alten schwarzen Ledertasche.

Auch Mine träumte, wilde beängstigende Träume, aus denen sie plötzlich jäh erwachte.

Es mochte gegen Morgen sein, ein bleicher Schimmer des sich lichter färbenden Himmels fiel gerade auf das

Bett. Ihr war sehr schlecht. Von einer peinvollen Angst getrieben, stand sie auf, tappte mit bloßen Füßen an ihren Korb und suchte ihre notwendigen Gabelfigkeiten zusammen, — daß sie nur ja alles beisammen hatte, wenn sie zu so einer Frau mußte! Sie fühlte es: ein ungeheures Etwas bereitete sich in ihr vor.

Ein schrecklicher Frost trieb sie wieder ins Bett zurück. Da kauerte sie, halb aufgerichtet, in kalten Schweiß gebadet, die Knie krampfhaft heraufgezogen, die Ellbogen an die Seiten gepreßt, mit verzerrtem Mund. Als die Sonne kam, weckte sie Mathilde, die ruhig neben ihr schlief.

Ein Sonntag war angebrochen, ein letzter Wailtag, so warm, so golden, daß der Sommer schon da schien mit reisender Fülle. Es wurde drückend heiß. Die wilden Magnusbäume am Tempelhofer Feld, die des Morgens noch in Knospen gestanden, blühten am Mittag. Als der Sonnenball sich endlich neigte, und ein erlösender Lufthauch die Schwüle des Tages milderte, erkante oben in Mathildes Kammer ein dünnes, schmerzliches Stimmchen — der erste Schrei!

Es war ein Mädchen.

Zweiter Band.  
I.

Im Mietzbureau in der Jägerstraße hatte Mine den Dienst gefunden.

Herr Mülbner selber hatte sie gemietet. In seinem etwas schäbigen Ueberzieher und dem blank gebürsteten hohen Hut, war er rastlos durch die überfüllten Räume des Vermietungslokals gestrichen. Unter all den Mädchen und Frauen, die sich drückten und stießen und vorbrängten, hatte er sie herausgefunden, sie, die Beschiden

in einer Ecke stand und krampfhaft fest ihr Zeugnisbüchlehen in der Hand hielt. Er hatte sich ihre Arme angesehen, während sie verlegen an ihrer Schürze zupfte — glänzend waren die ja nicht! Aber er hatte mit keiner Wimper gezuckt. Wenn man keine großen Mittel hat, darf man keine hohen Ansprüche machen, noch dazu, wenn fünf Kinder im Hause sind! Mit heimlicher Besorgnis hatte er sie beobachtet — würde sie sich's übernehmen?! Daß das jüngste erst acht Tage alt war, verschwieg er.

Mit heimlicher Besorgnis hatte auch sie einen scheuen Blick auf ihn gewagt — würde er sie nehmen? Trotz der Zeugnisse?! Wenn der sich schon daran stieß, wo sollte sie dann wohl einen Dienst herbekommen? Und sie mußte doch einen Dienst haben! Alles Blut wich ihr aus dem Gesicht, zitternd stand sie auf ihren Füßen, die noch schwach waren von der Entbindung und geschwollen von der Anstrengung des weiten Weges und des langen Stehens.

Eine Last fiel ihr vom Herzen, als er sagte: „Ich gebe fünfundvierzig Thaler!“ Sie atmete tief auf.

Da sie nicht sofort sprach, nahm er an, sie zögere, die fünfundvierzig seien ihr nicht genug, und so setzte er hastig hinzu: „Fünfundzig! Das ist aber auch das Alleräußerste.“

Sie waren beide froh, daß sie sich gefunden hatten. Herr Mülbner hatte seine letzte Mark an der Kasse bezahlt und dann den Mietsthaler, den Herr Mülbner einem dünnen Portemonnaie entnommen, wie ein Riesengeschenk, mit glücklichen Augen betrachtet.

So war Mine nun schon über ein Jahr im Mülbnerschen Hause. Die blasse Frau Mülbner, die ein ewiger Husten quälte, hatte noch kein so gutmütiges Mädchen gehabt. Hier war Mine ganz an ihrem Platz; von der